

## Kapitel 2

Die Zeit bis zum Mittagessen verbringe ich mit einem zweifellosen Nutzeffekt. Ich stelle endlich die elektrische Heizung an, um das ausgekühlte Zimmer zu erwärmen. Dann beginne ich, meinen Senf in die Schatzkammer der Weltliteratur fleißig dazuzugeben. Einfacher gesagt, ich will meinen neuen Roman schreiben. Ich habe große Hoffnungen auf ihn. Alle meine Romane sind meine Fußspuren auf der Erde. Ein greifbarer Eindruck meines kurzen Aufenthalts in dieser Wirklichkeit. Jemand hinterlässt seinen Sohn, jemand – ein Zuhause, jemand – einen Baum, jemand – alles zusammen. Ich hinterlasse meine Bücher. Ich glaube, sie sind nicht das Schlechteste, trotzdem habe ich auch noch einen Sohn. Ein Teil meiner Seele lebt in jedem Roman. Nachdem alle Teile verteilt wurden, werde ich wohl für immer ins Jenseits hinübergehen.

Hinter den Fenstern herrscht Stille. Ab und zu unterbricht die Schlossglocke diese Stille. Man kann die Uhr nach ihrem Klang stellen. In der Tat wird die Glocke durch einen elektronischen Zeitmesser betätigt. Andere Töne wären gar nicht in der Lage, durch diese dicken, alten Steinmauern zu dringen. Für einen Schriftsteller ist es äußerst wichtig, dass er mit sich allein sein kann. Lesen, Wandern, Gespräche mit Menschen, Teilnahme am Alltagsleben sind für mich die Ziegelsteine, mit denen ich das Gebäude meines Romans errichten kann. Aber für den Bauprozess benötige ich Ruhe und Einsamkeit. Um Baustoff zu sammeln, verwende ich meine Sinnesorgane. Um ein Buch zu schreiben, verwende ich mein Gehirn.

Ich will nach meiner unerlässlichen Kaffeetasse, die immer rechts von mir steht, greifen. Doch ich greife ins Leere. Dieses Mal gibt es keine Tasse da. Und von links auch keine. Dieser Kaffeemangel bringt mich aus dem Roman ins Zimmer zurück. Ich starre den Tisch überrascht an. Ach ja! Wo soll der Kaffee herkommen? Ich bin ja schließlich nicht zu Hause!

Ich beschimpfe mich wegen meiner Desorganisation. Dann schwöre ich meinem Leib, dass ich mich am Nachmittag unbedingt um heißen Kaffee kümmern werde. Eine Riesenthermosflasche aus Edelstahl steht auf dem Tisch. Man kann nicht auf das Mittagessen warten. Ich könnte mir schon jetzt Kaffee holen, aber meine Faulheit hindert mich, das zu tun. Wenn ich an die steile Treppe denke ... Verdammt! Das Leben ist zu kurz, um es auf einer Treppe zu verbringen. Okay, mein Leib. Sei ein guter Junge. Hab bisschen Geduld.

Ich schaue auf den Monitor und sehe dabei mein Spiegelbild. Bedrohlich runzle ich die Stirn. Keine Gnade, du Kaffee-Junkie! Schreib weiter! Ansonsten wird die Welt dein unsterbliches literarisches Meisterwerk nie kennenlernen. Ich seufze tief. Es ist ziemlich schwierig, ein Meisterwerk ohne Kaffee zu schreiben.

Eigentlich ist Kaffee gar nicht so wichtig. Zum Beispiel schrieb Agatha Christie ihre berühmten Krimis in der Badewanne. Der Pulitzer-Preisträger John Cheever zog sich aus und schrieb nur in Unterwäsche. Der exzentrische Oscar Wilde spazierte mit einem

Hummer an der Leine. Ich mag keine Hummer. Sie sehen wie riesige Kakerlaken aus. Ich hoffe aber trotzdem, ein bekannter Schriftsteller zu werden.

Meine ehrgeizigen Träume werden durch einen Handyanruf unterbrochen. Marinas Sohn Sascha ist dran. Er arbeitet als Industriemechaniker in einer kleinen Fabrik. Während der Arbeitszeit ist es eigentlich verboten zu telefonieren, aber im Moment hat Sascha eine Raucherpause.

„Hallo!“

„Hallo, Vadim!“

„Was gibt's Neues aus der Wirtschaft?“

Sascha lacht. Er ist ein heiterer Kerl.

„In der Wirtschaft ist alles in Ordnung. Gestern hast du einen Brief von der ARG bekommen. Frau Adam will dich morgen früh gegen acht Uhr sehen.“

Eine schlechte Nachricht. Ich weiß noch nicht, was hinter der geheimnisvollen Abkürzung ARG steckt. Dieses strenge Amt befindet sich im Stadtzentrum und kümmert sich um meine Beschäftigung. Alle sechs Monate unterschreibe ich eine Eingliederungsvereinbarung, in der ich mich dazu verpflichte, mindestens sechs Bewerbungen monatlich an die potenziellen Arbeitgeber zu senden. Ich soll auf eigene Faust nach diesen Arbeitgebern suchen. Außerdem darf ich keine Arbeitsstelle verweigern, welche mir die ARG anbietet. Dafür erhalte ich von Frau Adam eine Sozialleistung. Sie bezahlt auch noch meine Miete und Versicherungen. Der deutsche Wohlfahrtsstaat!

„Klar“, sage ich. „Und wie komme ich zur ARG? Vielleicht kann Katja mir helfen, oder?“

Katja ist Marinas Schwester, eine Frau mit einer Katze. Genauer gesagt, mit einem Kater. Ihr Kater hat keinen richtigen Namen. Dieser Despot, Tyrann, Unterdrücker und einfach eine ständig hungrige Bestie reagiert nur auf den Aufruf: „Komm, friss!“ Deswegen gibt die arme Katja den Großteil ihres Gehalts für „Komm, friss!“ aus. Die Jahre vergehen, trotzdem sieht der Kater immer noch klein, dünn, grau und ständig krank aus. Wahrscheinlich liegt das Problem nicht an dem Katzenfuttermangel.

Sascha lacht laut.

„Es ist unwahrscheinlich, dass Katja dir helfen kann. Sie hat doch den Kater. Mama ist in der Reha. Ich arbeite. Du musst wohl Fjodor um Hilfe bitten.“

Fjodor ist noch ein Verwandter Marinas. Er ist ihr jüngerer Bruder. Eigentlich heißt er Friedrich, aber wir alle nennen ihn Fjodor. Seine Ehefrau heißt Jennifer, seine Tochter – Vanessa. Gott sei Dank, Fjodor hat keinen Kater. Dagegen hat er eine kleine Datscha, ein Häuschen, wo wir uns regelmäßig zum Grillen treffen.

Ich streite nicht.

„Okay.“

„Also Tschüss!“

„Tschüss!“

Sascha kehrt an seinen Arbeitsplatz zurück, und ich rufe Fjodor an. Ich lenke ihn von seiner Arbeit ab. Wir verabreden uns für eine Reise zur ARG. Fjodor hat nichts dagegen. Er ist ein geselliger, bereitwilliger Mensch und arbeitet am Dienstagnachmittag.

„Ich wollte dich auch schon anrufen, aber nun bist du mir zuvorgekommen. Also hör mal zu“, sagt Fjodor schnell. „Am Sonntag hat unsere Vanessa Geburtstag. Sie wird zehn Jahre alt! Wir feiern im Freien. Bitte, komm. Es ist wirklich schade, dass Marina nicht da ist. Barbecue, fünf Tropfen Drink. Wie findest du das eigentlich?“

„Was soll ich sagen? Ich bin mit Leib und Seele dabei.“

„Ist gut! Sascha wird dich bestimmt abholen. Ich rufe ihn heute Abend an.“

„Kein Thema.“

„Alles klar. Ich kann nicht mehr weitersprechen. Meine Chefin kommt vorbei. Tschüss!“

Haben Sie es gehört? „Chefin!“ Ich habe schon mal erwähnt: „In Deutschland herrscht das Matriarchat!“

„Tschüss!“

Ich stecke mein Handy in die Tasche. Also noch eine Sache ist erledigt. Ich sehe den Laptop an. Der Laptop sieht mich an. Okay, Schlaufuchs! Blinke nicht so mit deinem Lämpchen. Ich weiß schon, was auf mich wartet – der Krimi. Ich ziehe den Laptop zu mir und beginne erneut zu arbeiten. Bis zum Mittagessen.

Das Mittagessen gibt es wieder, wie anders auch zu erwarten, unter den Bögen des düsteren Speisesaals. Lilja verwöhnt mich diesmal mit einem ukrainischen Borschtsch. Obwohl der Kamin im Speisesaal angezündet ist, ist es hier feucht und kalt. Ugh! Im Übrigen haben wir erst Anfang März. Ich esse die leckere Suppe. Erich sitzt nicht weit von mir. Lilja rennt mit den Gerichten in den Speisesaal und wieder zurück in die Küche. Es scheint ihr ohne Kaminfeuer warm genug zu sein. Alinka hat keine Angst vor der Kälte. Das völlig nackte Mädchen springt auf Zehenspitzen um den Tisch herum. Alinka ist mit dem Grießbrei schon fertig und nun macht sie die Welt mit ihrem Lachen glücklich.

„Alinka, ziehe dich an!“, knurrt Lilja. Ohne Erfolg. Alinka sendet ihrer Mutti einen Strahl ihres Lächelns zu. Lilja lächelt auch.

„Wundern Sie sich bitte nicht darüber, dass Alinka hier immer nackt und bloß auf Zehenspitzen herumläuft“, sagt Erich zu mir. „Wir sind deshalb auch schon mal zum Arzt gegangen, aber er hat uns beruhigt. Diese Angewohnheit verschwindet in den nächsten Jahren.“

Ich nicke schweigend. Ich habe keine Zeit für Kinderanomalien. Der Borschtsch schmeckt wirklich gut. Ein echter ukrainischer Borschtsch! Erich spielt die Rolle des Mundschenks und füllt die Gläser mit dem Schlosswein, der nicht im Handel erhältlich ist. Wir erheben unsere Gläser.

„Prosit!“, rufen wir zusammen den traditionellen deutschen Trinkspruch aus und trinken den Wein. Meine kalte Seele wird wärmer. Oder ist es der Magen? Vollkommen wurscht! Liljas herrliches Mittagessen entlastet das Frühstück für Herkules.

„Heute Abend kommt Doktor Bachmann mit seiner Frau zum Abendessen“, erinnert mich Erich an den Besuch. „Und morgen wird sich der ganze Stadtkunstverein im Schloss eintreffen. Alle dreizehn Mitglieder. Sie organisieren die große Gemäldeausstellung hier, wie ich schon erwähnt habe. Diese Ausstellung ist eine der wichtigsten Veranstaltungen unseres Städtls. Zur Eröffnung sind viele einflussreiche

Personen eingeladen worden. Der Bürgermeister möchte herkommen. Während der Ausstellung werden die Künstler im Schloss wohnen. Für solche Aktionen nehmen sie sogar Urlaub und bezahlen ihren Aufenthalt hier selbst. Wir haben schon für alle Teilnehmer die Zimmer im Südflügel vorbereitet. Die Künstler sind ein unruhiges Publikum natürlich, aber ich hoffe, Vadim, sie werden Sie nicht stören.“

„Wie lange wird diese Galaveranstaltung dauern?“

Erich füllt erneut die Gläser. Wir heben sie. „Prosit!“ Wir trinken.

„Die Vorbereitung der Ausstellung dauert vier Tage. Am Dienstag treffen sie sich hier, der gesamte Verein, und sie müssen bis Freitagabend alle Veranstaltungen organisieren. Am Samstag ist die Eröffnung der Gemäldeausstellung. Feierliche Reden, Presse, unser lokales TV, der Bürgermeister. Eine Woche später, also am übernächsten Sonntag, wird die Ausstellung wieder geschlossen. Am Montag ist die Auswertungsrunde, Reinigung und Abreise der Teilnehmer.“

Ich nicke. Keine Wahl. Also zwei Wochen lang erwartet mich ein friedliches Zusammenleben mit einer verrückten Menge kreativer Menschen. Was kreative Menschen sind, weiß ich genau. (Das bin ich selbst) Nichts Nettens. Narzisstische Götzen mit einem Hypergefühl ihrer eigenen Großartigkeit. Riesentalente, große Talente und einfach Talente! Ich tippe mit den Fingerspitzen auf die Tischplatte. In meiner Geheimsprache bedeutet das: „Da habe ich wohl Pech gehabt!“

Nach der nationalen Spezialität aus der Ukraine bitte ich Lilja um Hilfe. Ich erkläre ihr, dass Kaffee ein Vergnügen für den Schriftsteller ist. Außerdem kann ich meinem Leib nichts versprechen, was ich nicht halten kann. Lilja gießt einen starken Kaffee in meine Riesenthermosflasche, dann greift sie Alinka und verschwindet in die Küche.

Inzwischen hebt der beschwipste Erich das dritte Glas Schlosswein. Der Schlossverwalter geht zu seinem Lieblingsthema über, nämlich die Weinetikettensammlung. Ich trinke gern den Wein (Prosit!), aber diesmal höre ich Erich kaum. Ansonsten bin ich in Gefahr. Wenn ich mit Erich in den nächsten drei Wochen kommunizieren sollte, beginne ich wahrscheinlich, selbst Weinetiketten zu sammeln.

Der Schlossverwalter schwätzt über den lieblich schmeckenden deutschen Qualitätswein „Liebfrauenmilch“. Dieser Wein hat seinen Ursprung in den Weinbergen der Liebfrauenkirche von Worms. Die Bezeichnung „Liebfrauenmilch“ darf nur verwendet werden, wenn die Trauben in dem Bereich „so weit der Turm der Liebfrauenkirche seinen Schatten werfe“ wachsen.

„Den Liebfrauenmilchwein, den Sie, mein Freund, in jedem Laden kaufen können, ist reine Surrogation!“, wütet Erich.

Um die bittere Erkenntnis, dass nicht alles in dieser trügerischen Welt richtig ist, zu versüßen, trinken wir noch ein Glas Schlosswein. Wir können seiner Qualität ganz sicher sein.

Wegen des komplizierten Fluges betrunkenen Gedanken wechselt der Schlossverwalter urplötzlich das Thema. Es stellt sich heraus, dass Erich aus dem Saarland stammt. Er wuchs in einem kleinen Dorf an der Grenze zu Frankreich auf. Erichs Vater – der alte Lang – verbrachte alle sechs Jahre des Zweiten Weltkrieges an der Front. So wurde er

ab 1941 im Osten stationiert. Er wurde sieben Mal verwundet, aber er überlebte und nach Kriegsende kehrte er zu seiner Familie zurück. Ein Übermensch. Nach dem Krieg wurde der alte Lang Bürgermeister des Heimatortes und züchtete noch weitere sechs Übermenschen. Fünf Jungen und ein Mädchen. Erich ist das fünfte Kind. Seine jüngere Schwester starb im vergangenen Jahr an Krebs. Zu der Beerdigung kamen all seine Brüder und deren Familien zusammen. Ein Bruder reiste aus Kanada an.

Die Erinnerung an sein armes Schwesterchen lässt eine einsame Träne über Erichs Wange zu kullern. Er trocknet die Träne und füllt die Gläser noch einmal nach. „Prosit!“ Wir trinken das vierte Glas.

„Jetzt existieren Männer wie mein Vater nicht mehr“, stammelt der besoffene Erich. „Die Deutschen wurden fett und faul. Kein Schritt mehr ohne Auto. Ich erinnere mich an meinen Vater. Nach dem Krieg arbeitete er in einer Grube, vierzig Kilometer von unserem Dorf entfernt. In den fünfziger Jahren gab es keinen Verkehr, und Vater kam freitags, nach der letzten Schicht, zu Fuß nach Hause. Er verbrachte das Wochenende mit uns und am Sonntagnachmittag ging er wieder zurück, wo er die ganze Woche arbeitete. Stellen Sie sich das mal vor, Vadim. Vierzig Kilometer zu Fuß!“

Ich schaue den veilchenblauen Erich an. So ein unberechenbares Schicksal! Ich wurde in Hass auf die Feinde, die in unser Land mit Feuer und Schwert gekommen waren, erzogen. Jetzt um mich herum sind die Nachkommen derer, die meine Vorfahren getötet hatten. Sie bewirten mich. Sie bieten mir einen Kräuterwein mit dem fruchtigen Geschmack an. Ich gucke mit den trüben Augen, wie der Schlossverwalter die Gläser wieder füllt, und stelle ihm meine Frage: „Hat Ihr Vater je über den Krieg erzählt?“

„Niemals. Kein einziges Wort“, schüttelt Erich den Kopf.

„Wieso?“

„Genau so war das“, antwortet der Schlossverwalter mir kurz. Er hebt sein Glas, trinkt den Wein und fügt hinzu: „Aber mein Onkel, der jüngere Bruder meines Vaters, hat mir einmal von einer Geschichte erzählt. Mein Vater wurde 1942 im Krieg verwundet und durfte nach Hause kommen. Der Onkel – damals noch ein Junge – fragte ihn, ob Deutschland den Krieg gewinnen kann.“

„Und was hat er geantwortet?“

Erich schaut mir tief in die Augen.

„Wissen Sie, mein Freund, mein Vater war ein sehr religiöser Mensch. Er hat nur eines gesagt: ‚Wenn wir gewinnen werden, wird das bedeuten, dass es keinen Gott mehr gibt.‘“

Ich schweige.

Aus der Küche erscheint Lilja und ruft mit einer launischen Stimme, dass unsere Versammlung hiermit beendet ist. Wir haben nichts dagegen, weil unsere Flasche Wein leer ist. Ich habe das dringende Bedürfnis, mich hinzulegen.

Erich umarmt mich herzlich, und wir verlassen den Speisesaal gemeinsam. Trotz der Tatsache, dass ich wie ein Kahn in einem stürmischen Meer wackle, bewege ich mich durch den Korridor und erreiche nach einiger Zeit meine Steinzelle sturzfrei. Zuerst stelle ich vorsichtig die Thermosflasche auf den Tisch, dann lasse ich mich auf das Bett fallen und hülle mich in die Decke ein wie eine Puppe. Mein letzter Gedanke: „Ich soll